

Grundlagentexte Methoden

Udo Kuckartz

Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computer- unterstützung

3. Auflage

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Kuckartz, Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung,
ISBN 978-3-7799-3344-1, © 2012 Beltz Verlag, Weinheim Basel, 3., überarb. Auflage 2016
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3344-1>

1 Von der klassischen zur qualitativen Inhaltsanalyse

In diesem Kapitel erfahren Sie etwas über

- die Geschichte der Inhaltsanalyse, deren Anfänge als wissenschaftliche Methode bis zu Max Weber zurückreichen,
- die grundlegenden Probleme des Verstehens von Texten,
- die Hermeneutik als klassischem Zugang zum Verstehen von Texten,
- die häufig anzutreffende Einstufung der Inhaltsanalyse als Datenerhebungsverfahren,
- die Kritik an der klassischen Inhaltsanalyse und die Konzeption einer qualitativen Inhaltsanalyse und
- die gute Praxis inhaltsanalytischer Datenauswertung in der empirischen Forschung.

1.1 Die Inhaltsanalyse – seit Max Weber sozialwissenschaftliche Methode

Als Max Weber auf dem ersten deutschen Soziologentag 1910 in seinem Vortrag eine „Enquête für das Zeitungswesen“ vorschlug, markierte dies gewissermaßen die Geburtsstunde der Inhaltsanalyse als sozialwissenschaftliche Forschungsmethode.

„Wir werden nun, deutlich gesprochen, ganz banausisch anzufangen haben damit, zu messen, mit der Schere und dem Zirkel, wie sich denn der Inhalt der Zeitungen in quantitativer Hinsicht verschoben hat im Laufe der letzten Generation, nicht am letzten im Inseratenteil, im Feuilleton, zwischen Feuilleton und Leitartikel, zwischen Leitartikel und Nachricht, zwischen dem, was überhaupt an Nachricht gebracht wird und was heute nicht mehr gebracht wird (...). Es sind erst die Anfänge solcher Untersuchungen vorhanden, die das zu konstatieren suchen – und von diesen Anfängen werden wir zu den qualitativen übergehen“ (Weber, 1911, S. 52).

Webers Vorschlag beinhaltete drei Aspekte, die auch für die darauf folgende Entwicklung der Inhaltsanalyse durchaus charakteristisch waren, nämlich

- erstens der Bezug zur Analyse von Medien – bei Weber war es die Zeitung, später in der Geschichte der Inhaltsanalyse kamen dann auch Radio und Fernsehen und generell Kommunikation via Massenmedien hinzu,
- zweitens die Zentralität quantitativer Argumentation – Weber wollte Zeitungsartikel sogar ausschneiden und deren Größe messen, analog hierzu findet man heute das Zählen von Bytes als Indikator für die Relevanz von Themen (vgl. Korte, Waldschmidt, Dalman-Eken, & Klein, 2007).
- drittens die themenorientierte Analyse, die auch heute noch in Form der Themenfrequenzanalyse von Massenmedien das prototypische Anwendungsfeld der klassischen Inhaltsanalyse ist. Lehrbücher (z.B. Früh, 2004) und Textsammlungen (Bos & Tarnai, 1996; C. Züll & P.P. Mohler, 1992) zur Inhaltsanalyse benutzen häufig genau solche Anwendungen als Beispiele.

Was die klassische Inhaltsanalyse für die Entwicklung von Methoden zur Analyse qualitativer Daten so interessant macht, ist, dass sie auf beinahe hundert Jahre Erfahrung mit der systematischen Analyse von Texten – auch von großen Textmengen – zurückblicken kann und sich in diesem langen Zeitraum bereits mit vielen Problemen befasst hat (und sie auch teilweise gelöst hat), die sich bei der Auswertung qualitativer Forschungsdaten, wie etwa Interviews oder Fokusgruppen, ebenfalls stellen.

Zur Geschichte der klassischen Inhaltsanalyse

Manche Autoren, die über die Inhaltsanalyse geschrieben haben, wie etwa Klaus Merten lassen die Geschichte der Inhaltsanalyse bereits mit der Bibelexegese oder Sigmund Freuds Traumdeutung beginnen. Merten spricht in diesem Kontext von einer bis ca. 1900 reichenden „Phase der Intuition“ (Merten, 1995, S. 35f.). Den eigentlichen Beginn einer wissenschaftlichen Inhaltsanalyse wird man aber, wie oben dargestellt, auf die Anfänge des 20. Jahrhunderts datieren müssen, als 1910 Max Weber auf dem 1. Kongress für Soziologie den oben zitierten Vorschlag zu einer „Enquete über das Zeitungswesen“ inklusive eines ausführlichen Teils über Design und Methoden der Studie machte. In dieser „Phase der Deskription“ (vgl. Merten, 1995) wurden zahlreiche kommunikationswissenschaftliche Arbeiten angefertigt. Die goldene Zeit der Inhaltsanalyse kam dann mit der Erfindung des Radios und vor allem mit der Analyse der Wirkung von Kriegsberichterstattung in den 1940er Jahren. Berühmt gewordene Projekte wie der „World attention survey“ 1941 und Harold Lasswells Untersuchungen zu Kriegsberichten und Propaganda („Experimental Division for the study of wartime communication“, US-Regierung und Hoover Institute) belegen die auch politisch große Bedeutung der kommunikationswissenschaftlichen Inhaltsanalyse jener Zeit.

Herausragend war auch das von der Rockefeller Foundation geförderte „Radio Project“, in dem unter Leitung von Paul Lazarsfeld und zeitweiser Mitarbeit von Theodor W. Adorno über die Effekte des Massenmediums Radio geforscht wurde.

Aus dieser Zeit stammen auch der Begriff „Content Analysis“ (erstmalig 1940) und zentrale Begriffe der Inhaltsanalyse wie „sampling unit“, „category“ und „intercoder reliability“, die von führenden Inhaltsanalytikern wie Lasswell, Berelson und Lazarsfeld geprägt wurden. Methodisch machte die Inhaltsanalyse beträchtliche Fortschritte: Bernard Berelson schrieb 1941 die erste methodische Dissertation zur Inhaltsanalyse und gemeinsam mit Lazarsfeld das Lehrbuch „The Analysis of Communication Content“ (1948). Zudem erschienen zahlreiche Publikationen und Konferenzen, die dem methodischen Austausch der inhaltsanalytisch Forschenden dienten (vgl. Früh, 2004, S. 11–15).

Für den weiteren Verlauf der Geschichte der Inhaltsanalyse ist eine seit Ende der 1940er Jahre zunehmende Orientierung in Richtung von Quantifizierung und statistischer Analyse charakteristisch. Dies muss im Kontext der allgemeinen Entwicklung in den Sozialwissenschaften in Richtung Behaviorismus gesehen werden, die sich in der Nachkriegszeit und in den 1950er und frühen 1960er Jahren abspielte. Nur die Überprüfung von Hypothesen und Theorien sollte im Zentrum empirischer Forschung stehen. Qualitative Forschung galt als unwissenschaftlich und qualitative Elemente verschwanden mehr und mehr aus der Inhaltsanalyse, die sich nun programmatisch auf den manifesten Inhalt von Kommunikation und dessen quantifizierende Analyse beschränkte. So definierte Berelson die Inhaltsanalyse wie folgt:

„Content analysis is a research technique for the objective, systematic and quantitative description of the manifest content of communication.“
(Berelson, 1952, S. 18)

Schon früh, nämlich 1952, setzte eine Kritik an einer so methodisch verengten Inhaltsanalyse ein. Prototypisch war die Kritik Siegfried Kracauers, der Berelson vorwarf, seine Inhaltsanalyse könne den Inhalt nur sehr oberflächlich erfassen, während die subtileren Bedeutungen verloren gingen. Kracauer war es auch, der erstmals für eine „qualitative content analysis“ (Kracauer, 1952) plädierte. Eine solche qualitative Form der Inhaltsanalyse sollte auch die latente Bedeutung thematisieren, nicht im Sinne von objektiver Bedeutung, von wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Lesarten, sondern als latente Bedeutung, auf die man sich intersubjektiv verständigen kann. Hiermit ist die generelle Frage nach dem Verstehen von Texten gestellt, für die sich eine Betrachtung der Hermeneutik als der klassischen Theorie der Interpretation empfiehlt (vgl. Klafki, 2001, S. 126f.).

1.2 Sinnverstehen, Rolle des Vorwissens und klassische Hermeneutik

Wie kann man einen Text (sozial)wissenschaftlich auswerten? Ohne einen Text zu *verstehen*, kann man allenfalls die Zeichen und Wörter eines Textes oder seine syntaktischen Eigenschaften auswerten. Damit erfährt man etwas über die Länge des Textes in Zeichen und Worten oder über die Anzahl der Wörter insgesamt, über die Anzahl verschiedener Wörter, die durchschnittliche Satzlänge, die Anzahl der Nebensätze und dergleichen mehr. Soll sich die Auswertung auf die Semantik erstrecken, kommt man nicht umhin, sich mit der Frage des Sinnverstehens auseinanderzusetzen. Im Alltag nehmen wir es naiv als selbstverständliche Eigenschaft von uns Menschen an, dass wir einander *verstehen* können, dass wir z. B. die Zeitung aufschlagen und *verstehen*, wovon dort die Rede ist, wenn in einem Artikel über den Bologna-Prozess und die Umstellung der universitären Studiengänge auf das Bachelor- und Master-System die Rede ist. Doch schon beim zweiten Hinschauen lässt sich unschwer erkennen, dass Verstehen eine Fülle von Voraussetzungen besitzt und zudem eine Fülle von Vorwissen erfordert. Zunächst einmal ist es erforderlich, dass wir überhaupt die Sprache verstehen, in der kommuniziert wird. Wäre der gleiche Zeitungsartikel in *Kinyarwanda* verfasst, verstünden die meisten von uns wahrscheinlich gar nichts. Vermutlich wissen die meisten Leser und Leserinnen an dieser Stelle nicht einmal, was für eine Sprache *Kinyarwanda* überhaupt ist.¹ Aber auch wenn man die Sprache versteht, bedarf es eines erheblichen Vorwissens; man muss – um im obigen Beispiel zu bleiben – wissen, was eine Universität und was ein Studiengang ist und, um den Artikel schließlich vollständig zu verstehen, müssen wir sogar wissen, was mit Bologna-Prozess gemeint ist und was dieser zum Ziel hat.

Je mehr wir wissen, desto besser sind wir in der Lage zu erkennen, dass ein Text verschiedene Sinnschichten besitzt. Erst wenn wir ein großes Vorwissen und Kontextualisierungswissen haben, können wir beispielsweise erkennen, dass der im Zeitungsartikel zitierte Politiker, der vielleicht früher ein strikter Gegner des Bologna-Prozesses war, nun recht differenziert und erstaunlich ausgewogen argumentiert. Wissen wir dann auch noch, dass dieser Politiker Mitglied der bayerischen Landesregierung ist, so können wir vielleicht aus der Äußerung schließen, dass die bayerische Landesregierung offenbar ihre bisher negative Haltung in nicht allzu ferner Zukunft ändern will.

Ein induktives Verständnis eines Textes nur aus sich selbst heraus ist schlichtweg unmöglich. Das mag man sich am Beispiel einer bildlichen Dar-

1 Es handelt sich um eine Bantu-Sprache, die im ostafrikanischen Ruanda und im Ost-Kongo gesprochen wird.

stellung einer Bibelszene aus dem Mittelalter vergegenwärtigen. Je besser man mit der Ikonographie der Zeit vertraut ist und je größer die eigene Kenntnis der christlichen Symbolik, desto besser wird man das Dargestellte verstehen. Das Verständnis hierzu lässt sich nicht aus dem Bild erschließen. Die christliche Symbolik ist etwas der bildlichen Darstellung Vorgelagertes – die Bibel lässt sich nicht aus dem Abbild von Bibelszenen induktiv erschließen.

Ein wichtiger Orientierungspunkt für die Auswertung qualitativer Daten sind allgemeine Überlegungen zum Verstehen und insbesondere zum Verstehen und Interpretieren von Texten. Im deutschsprachigen Raum wird dies häufig mit *Hermeneutik* in eins gesetzt. Was ist überhaupt Hermeneutik? Was meint dieser Begriff, der in der angelsächsischen sozialwissenschaftlichen Methodenliteratur kaum eine Rolle spielt?

Der aus dem Griechischen stammende Begriff Hermeneutik (von ἑρμηνεύειν gleich aussagen, auslegen, übersetzen, den Sinn einer Aussage erklären) bedeutet Kunst und Theorie der Auslegung und Deutung, Technik des Verstehens. Als Theorie der Interpretation hat die Hermeneutik eine lange Geschichte, die bis zur mittelalterlichen Interpretation der Bibel, ja sogar bis zu Platon, zurückreicht. Im Kontext wissenschaftlichen Denkens taucht sie Ende des 19. Jahrhunderts auf, als vor allem Dilthey im Anschluss an Schleiermacher die Hermeneutik als die wissenschaftliche Vorgehensweise der Geisteswissenschaften den erklärenden Methoden der Naturwissenschaft entgegensetzen wollte. Kulturelle Produkte wie Texte, Bilder, Musikstücke oder geschichtliche Ereignisse sollten in ihrem Zusammenhang erschlossen und ihr Sinn verstanden werden. Programmatisch heißt es bei Dilthey: „Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.“ (siehe auch Tenorth & Lüders, 1994)

Der Gegensatz von Erklären und Verstehen wird in der wissenschaftstheoretischen Literatur ausführlich diskutiert und soll hier nicht weiter thematisiert werden. An dieser Stelle soll ein Hinweis auf den sehr instruktiven Text von Kelle (2007a) reichen, der auf eine neue Weise den Gegensatz Erklären versus Verstehen zu überwinden sucht. Er greift hierbei auf das von dem australischen Wissenschaftstheoretiker John Mackie entwickelte Konzept multipler Kausalität zurück. (vgl. Kelle, 2007a, S. 159 ff.)

Die Hermeneutik hat sich über einen sehr langen Zeitraum entwickelt und in ihren Positionen ausdifferenziert. Von einer Einheitlichkeit hermeneutischer Ansätze kann keine Rede sein, zu groß sind die Unterschiede von Dilthey und Schleiermacher bis zu modernen Ausformulierungen bei Gadamer oder auch bei Klafki, Mollenhauer und anderen. In diesem Buch interessiert die Hermeneutik weniger in ihrem wissenschaftshistorischen, -theoretischen und philosophischen Kontext als vielmehr im Hinblick auf die Orientierungspunkte, die sie für die inhaltsanalytische Auswertung qualita-

tiver Forschungsdaten geben kann. Wie geht man bei einer inhaltsanalytischen Auswertung von Texten vor, wenn man sich an hermeneutischen Vorgehensweisen orientiert? Ein sehr gut nachvollziehbares Beispiel hat Klafki mit der Interpretation eines Humboldt-Textes über den Plan zur Errichtung des Litauischen Stadtschulwesens geliefert (Klafki, 2001). In seinem erstmals 1971 erschienenen Text hat Klafki elf methodologische Grunderkenntnisse des hermeneutischen Verfahrens formuliert, deren Beachtung auch heute noch angeraten ist. Im Kontext der Inhaltsanalyse sind fünf Kernpunkte der Hermeneutik von Bedeutung²:

Erstens: Beachtung der Entstehungsbedingungen. Man sollte sich vergegenwärtigen, unter welchen Bedingungen der zu analysierende Text – beispielsweise ein offenes Interview – entstanden ist. Wer kommuniziert hier mit wem, unter welchen Bedingungen? Welche Forscher-Feld-Interaktionen hat es bereits im Vorfeld des Interviews gegeben? Wie ist die Interaktion zwischen Interviewenden und Interviewten zu bewerten? Welche Informationen haben die Forschungsteilnehmenden vorab über das Projekt erhalten? Was sind die gegenseitigen Erwartungen? Welche Rolle spielt möglicherweise soziale Erwünschtheit?

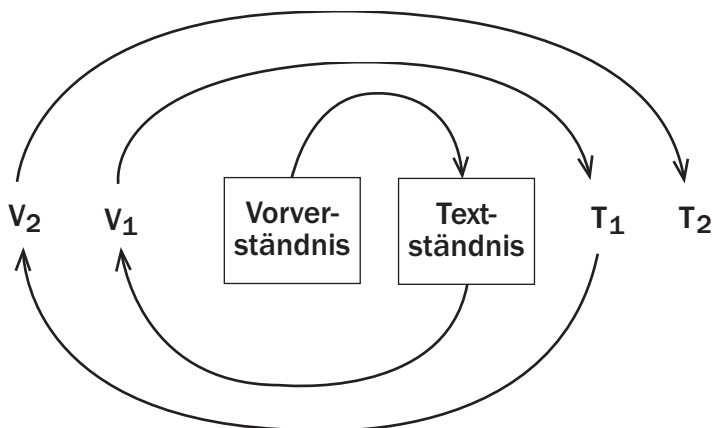
Zweitens: Hermeneutischer Zirkel. Zentrale Grundregel des hermeneutischen Vorgehens ist, beim Verstehen eines Textes das Ganze aus dem Einzelnen und das Einzelne aus dem Ganzen zu verstehen. Mit einem Vorverständnis, mit Vermutungen über den Sinn des Textes, geht man an den Text heran, liest ihn in seiner Gänze, erarbeitet sich den Text, was zu einer Weiterentwicklung des ursprünglichen Vorwissens führt – natürlich immer vorausgesetzt, dass man bei der Bearbeitung des Textes Offenheit an den Tag legt und bereit ist, vorher bestehende Urteile zu verändern.

Jeder Versuch, einen Text zu verstehen, setzt ein gewisses Vorverständnis beim Interpretieren voraus. Wenn man mehrere Durchgänge durch den Text bzw. seine einzelnen Teile vornimmt, ist das Bild einer sich im Raum höher schraubenden Spirale wohl zutreffender als das Bild des Zirkels (Klafki, 2001, S. 145), denn man kehrt ja nicht zum Ausgangspunkt zurück, sondern entwickelt ein fortschreitendes Verständnis des Textes.

Für den hermeneutischen Zirkel bzw. die hermeneutische Spirale findet man häufig Visualisierungen wie in Abbildung 1 dargestellt.

2 In diesem Abschnitt greife ich auf zentrale Abschnitte der Vorlesung zur Hermeneutik von Jochen Vogt zurück, die im Internet verfügbar ist: www.uni-duisburg-essen.de/literaturwissenschaft-aktiv/Vorlesungen/hermeneutik/main.html (Zugriff 1.9.2011). Ausführlich behandelt Vogt (2008) die Hermeneutik in seinem Buch „Einladung zur Literaturwissenschaft“.

Abb. 1. Die hermeneutische Vorgehensweise (nach Danner, 2006, S. 57)



Drittens: Hermeneutische Differenz. Der Begriff der hermeneutischen Differenz weist auf das zentrale Problem aller sprachlichen Kommunikation hin, dass nämlich alles, was gedeutet werden soll, zunächst fremd ist, in dem Sinne, dass erst durch den Deutungsprozess ein Verstehen – oder ein vermeintliches Verstehen – erreicht werden kann. Die hermeneutische Differenz kann graduell sehr unterschiedlich sein. Sie ist maximal, wenn wir in einem fremden Land nicht einmal die Sprache der Bevölkerung verstehen, sogar noch größer, wenn uns – wie im Chinesischen – auch die Zeichensysteme unbekannt sind und wir nicht einmal die unbekanntesten Wörter im Wörterbuch nachschlagen können.³ In der Alltagskommunikation erscheint uns die hermeneutische Differenz klein zu sein – oder sogar gegen Null zu gehen. Für Gespräche über das Wetter, so Schleiermacher, ist keine Hermeneutik nötig, ebenso wenn wir beim Bäcker an der Theke „Bitte fünf Brötchen“ verlangen. Dort kann es aber bereits zu – unerwarteten – Irritationen kommen, wenn die Szene sich in einer Berliner Bäckerei zuträgt und man auf den geäußerten Wunsch nach Brötchen die Antwort erhält „Ham wer nich, wir ham nur Schrippen“. Hermeneutik findet im Bereich zwischen Fremdheit und Vertrautheit statt. „In diesem Zwischen ist der wahre Ort der Hermeneutik“ (Gadamer, 1972, S. 279).

3 Gemeinhin lassen sich drei Formen hermeneutischer Differenz unterscheiden: linguistische, historische und rhetorische. Im obigen Beispiel handelt es sich um eine linguistische Differenz. Historische Differenz kann sich als sachliche und sprachliche äußern, etwa in Form veralteter Begriffe bzw. Redeweisen oder unbekannter Personen, Fakten und Konstellationen.

Viertens: Angemessenheit und Richtigkeit. Hermeneutische Verfahren sind der Versuch, kulturelle Produkte wie Texte, Bilder, Kunstwerke etc. zu verstehen oder wie Mollenhauer (1992) als Anspruch betont, *richtig* zu verstehen. Keine Methodik kann allerdings die *Richtigkeit* garantieren. Hermeneutik kommt nicht ohne den *Verstehenden* aus, der immer schon ein Vorverständnis über den Gegenstand des Verstehens, wie Gadamer formuliert „Vor“-Urteile, besitzt. Eine den Kriterien intersubjektiver Übereinstimmung genügende hermeneutische Deutung kann deshalb per se nicht postuliert werden. Es gibt keine richtige oder falsche, sondern nur mehr oder weniger angemessene Interpretation.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass aus der Hermeneutik fünf Handlungsregeln für das Verstehen von qualitativen Daten im Rahmen sozialwissenschaftlicher Datenanalyse gewonnen werden können:

1. Das eigene Vorverständnis darzulegen und vorhandene „Vor-Urteile“ über die Forschungsfrage zu reflektieren,
2. den Text als Ganzes zu erarbeiten, ggf. zunächst unverständliche Teile des Textes zurückzustellen, bis durch Kenntnis des gesamten Textes diese möglicherweise klarer werden,
3. sich der hermeneutischen Differenz kritisch bewusst zu werden, d.h. sich zu fragen „Gibt es eine andere Sprache, Kultur, die mir den Text fremd macht?“ und die Differenz möglicherweise kleiner zu machen, z.B. durch Erlernen der Sprache, durch Übersetzer⁴,
4. beim ersten Durchgang durch den Text bereits darauf zu achten, welche Themen, die für die eigene Forschung eine Rolle spielen, im Text vorkommen,
5. zu unterscheiden zwischen einer Logik der Anwendung, d.h. Themen und Kategorien werden im Text identifiziert, der Text wird indiziert, und einer Logik der Entdeckung, d.h. wichtiges Neues, vielleicht sogar Unerwartetes wird im Text identifiziert.

Mitunter wird behauptet, die Hermeneutik sei eine Methode, die sich nur bedingt mit den wissenschaftlichen Ansprüchen der Intersubjektivität und Gültigkeit in Kongruenz bringen lässt. Dies ist allerdings ein sehr verkürzter

4 Das leuchtet unmittelbar ein bei interkultureller Forschung, aber auch bei Forschung, die in einem dem Forscher nicht vertrauten Kontext stattfindet, kann dies sinnvoll sein. So berichtet Sprenger (1989) davon, wie in einem sozialwissenschaftlichen Projekt über Technikeinsatz in der Intensivmedizin, medizinische Experten zu den Interpretationssitzungen des Forschungsteams eingeladen wurden, um bestimmte beobachtete Phänomene zu erläutern und damit angemessener wissenschaftlicher Analyse zugänglich zu machen.

Standpunkt, denn zum einen haben hermeneutische Verfahren sehr wohl einen Platz in der empirischen Forschung, nämlich bei der Gewinnung von Hypothesen und bei der Interpretation von Ergebnissen. Zum anderen kommt auch strikt quantitativ orientierte Forschung nicht ohne hermeneutische Überlegungen, also ohne Bedeutungsermittlung, aus. Klafki hat diesen Tatbestand, dass schon in Design und Fragestellungen empirischer Untersuchungen hermeneutische Voraussetzungen stecken, für den Bereich der Erziehungswissenschaft folgendermaßen formuliert:

„Ich vermute, dass im Grunde jede Hypothese einer empirischen Untersuchung durch Überlegungen zustande kommt, die den Charakter der Sinn- oder Bedeutungsermittlung haben, also durch hermeneutische Überlegungen. Damit ist allerdings nicht gesagt, dass alle Empiriker diese gedanklichen Schritte, die zu ihren Hypothesen führen, selbst als hermeneutische Überlegungen erkennen und mit der notwendigen und möglichen Strenge vollziehen. Oftmals wird dieser Tatbestand, dass Hypothesen empirischer Untersuchungen an sich auf hermeneutischem, sinnauslegendem Wege zustande kommen, deshalb übersehen, weil es Fragestellungen gibt, die den Fachleuten der Erziehung in einem bestimmten geschichtlichen Zeitraum unmittelbar als sinnvoll und der Untersuchung bedürftig einleuchten, weil eben diese Fachleute bereits ein gemeinsames Vorverständnis mitbringen.“ (Klafki, 2001, S. 129)

1.3 Auf dem Weg zu einer codifizierten qualitativen Inhaltsanalyse

Eine qualitative Inhaltsanalyse, so heißt es schon in Siegfried Kracauers erster Skizzierung einer Gegenposition zur *Mainstream-Content Analysis* seiner Zeit, ist eine Form der Inhaltsanalyse, die mit der unter dem Eindruck des herrschenden behavioristischen Paradigmas selbst gesetzten Beschränkung auf den manifesten Inhalt Schluss machen will und auch den Aspekt der *Bedeutung* von Texten (oder generell von Kommunikationsinhalten) erfassen will (vgl. Kracauer, 1952). Die heutige qualitative Inhaltsanalyse beruft sich nun einerseits auf solche historischen sozialwissenschaftlichen Vorbilder wie Kracauer, die sich nicht auf den manifesten Textinhalt und dessen Quantifizierung beschränken wollten, und andererseits auf hermeneutische Traditionen, von der sie eine Menge über die Grundprinzipien des Textverstehens lernen kann.

Bevor ich mich in Kapitel 2 mit den Grundlagen und dem Ablauf qualitativer Inhaltsanalysen befasse, sei noch ein Missverständnis aus der Welt geräumt, nämlich jenes der Inhaltsanalyse als einem Verfahren der *Datenerhe-*

bung. Als solches findet man die Inhaltsanalyse sehr häufig in der Methodendliteratur abgehandelt (so bei Diekmann, 2007; Kromrey, 2006 etc.), obwohl doch schon der Name „Inhaltsanalyse“ nahe legt, dass es sich um ein *Analyseverfahren* handelt. Ebenso findet man häufig die Charakterisierung, die Inhaltsanalyse sei im Unterschied zu Befragung, Beobachtung und Experiment ein „nicht-reaktives Verfahren“, also eine Methode, bei der keine Beeinflussung der Beforschten durch die Forschenden stattfindet. Diese Charakterisierungen sind auf den ersten Blick irritierend, resultieren aber aus der oben kurz dargestellten Geschichte der Inhaltsanalyse, die sich lange Zeit im Rahmen der Kommunikationswissenschaft und Medienanalyse abgespielt hat. Dort ging es primär um die Auswertung bereits vorhandener Zeitungs- und Zeitschriftenartikel oder Radiosendungen, also um Dokumente im weitesten Sinne. Bei diesem Datenmaterial ist die Inhaltsanalyse natürlich in der Tat nicht-reaktiv, weil sie eben keine Rückwirkung auf die analysierten Kommunikationsinhalte besitzt. Der Anwendungsbereich der Inhaltsanalyse ist aber nicht auf vorhandene, aus Massenmedien stammende Daten und auf Dokumente beschränkt, sondern erstreckt sich auch auf im Projektverlauf selbst erhobene Daten, etwa auf offene Interviews, Fokusgruppen oder Beobachtungsprotokolle. In solchen Fällen ist natürlich die Charakterisierung als nicht-reaktives Verfahren nicht mehr zutreffend. Generell ist im sozialwissenschaftlichen Kontext die Inhaltsanalyse also normalerweise ein Verfahren der Auswertung.

Welches sind nun die Meilensteine, die quasi den Weg markieren, der zu den drei in diesem Buch dargestellten Basismethoden einer qualitativen Inhaltsanalyse hinführt?

Von Kracauer zu Mayring

Schon Kracauer hatte 1952 die qualitative Inhaltsanalyse nicht als Gegenmodell zur klassischen Inhaltsanalyse, sondern als eine notwendige Erweiterung der immer mehr quantitativ verengten Inhaltsanalyse konzipiert. Führende Inhaltsanalytiker dieser Zeit hatten die Vorstellung vorgebracht, es gebe ein Kontinuum unterschiedlicher Texte. Am einen Ende des Kontinuums befinden sich nicht weiter interpretationsbedürftige Mitteilungen, in der Regel Fakten oder vermeintliche Fakten wie etwa die Zeitungsnachricht über einen Zugunfall, am anderen Ende stehen hoch interpretationsbedürftige Texte, beispielsweise Produkte moderner Lyrik. Gegen diese Vorstellung wandte Kracauer ein, dass es in den seltensten Fällen um die Auswertung von solchen nicht weiter interpretierbaren Ereignissen wie Zugangslücke gehe. In diesem Fall sei eine quantitative, zählende Auswertung selbstverständlich möglich und sinnvoll. Aber auch jenseits der Interpretation von moderner Lyrik gehe es ohne die subjektive Interpretation von Texten nicht, quantitative Verfah-

ren seien eben gerade nicht exakter, sondern weniger exakt als solche des deutenden Verstehens, etwa wenn eine Kommunikation auf einer nur wenige Stufen umfassenden Skala von „very favorable“ bis „very unfavorable“ eingestuft werden soll (Kracauer, 1952, S. 631).

Kracauer verfocht eine qualitative Inhaltsanalyse als notwendige Ergänzung und Präzisierung der Mainstream Inhaltsanalyse, die sich immer weiter quantitativ entwickelte. Seine Schlussfolgerung war schließlich: Es muss eine Codifizierung, d.h. eine möglichst genaue Beschreibung aller Schritte, einer solchen qualitativen Inhaltsanalyse stattfinden.

In den folgenden Jahrzehnten haben sich viele Forschende gefunden, die in ihrer Forschungspraxis inhaltsanalytisch vorgehen und Kracausers Anspruch nach einer qualitativen Inhaltsanalyse in die Praxis umsetzen. Gerade die Forschungspraxis war es, in der über Jahrzehnte diese geforderte methodische Weiterentwicklung und Codifizierung geschah. Es dauerte allerdings noch drei Jahrzehnte bis mit Mayrings Buch „Qualitative Inhaltsanalyse“ der erste bewusst als Methodenlehrbuch geschriebene Text über eine solche *qualitative* Inhaltsanalyse erschien.

Die zahlreichen forschungspraktisch motivierten Ausarbeitungen qualitativ analytischer Vorgehensweisen arbeiten in der Regel auf der Basis von qualitativen Interviews (Lamnek, 2005; Rasmussen, Østergaard, & Beckmann, 2006; Ritchie, Spencer, & O'Connor, 2003). Lamnek (2005, S. 402–407) unterscheidet beispielsweise in seiner Darstellung des praktischen Vorgehens vier Phasen, die bei der Interviewauswertung zu durchlaufen sind:

1. Transkription,
2. Einzelanalyse,
3. generalisierende Analyse und
4. Kontrollphase.

Die Einzelanalyse hat laut Lamnek eine Verdichtung und Konzentration der Daten zum Ziel und beginnt mit der Streichung der nebensächlichen und der Hervorhebung der zentralen Passagen. Auf diese Weise entsteht ein stark gekürzter Text des einzelnen Interviews. Dieser wird „kommentiert und bewusst wertend integriert zu einer ersten Charakterisierung des jeweiligen Interviews“ (ebd., S. 404). Dabei wird die Besonderheit des einzelnen Interviews herausgearbeitet.

„(...) Ergebnis der Einzelfallanalyse (ist) eine Charakteristik des jeweiligen Interviews als Verknüpfung der wörtlichen Passagen des Interviews bzw. der sinngemäßen Antworten mit den Wertungen und Beurteilungen des Forschers, die sich auf die Besonderheiten und das Allgemeine des Interviews beziehen“ (Lamnek, 2005, S. 404).

Die darauf folgende Phase der *generalisierenden Analyse* geht über den Rahmen des einzelnen Interviews hinaus, um zu allgemeineren und theoretischen Erkenntnissen zu gelangen. Lamnek beschreibt hierzu folgende vier Schritte⁵ (vgl. Lamnek, 2005, S. 404):

1. Suche nach Gemeinsamkeiten, die in allen oder einigen Interviews aufgetreten sind. Dies kann ein Schritt zu einer typisierenden Generalisierung sein.
2. Herausarbeiten der Unterschiede inhaltlicher Art zwischen den Interviews.
3. Gemeinsamkeiten und Unterschiede ergeben bei weiterer Analyse möglicherweise Syndrome oder Grundtendenzen die für einige oder alle Befragte typisch erscheinen.
4. Erhält man unterschiedliche Typen von Befragten, Aussagen, Informationen etc., so werden diese, unter Bezugnahme auf die konkreten Einzelfälle, dargestellt und interpretiert.

Nach Lamnek ist eine Auswertung immer spezifisch für eine bestimmte Forschungsfrage zu konzipieren. Erhebungs- und Auswertungsmethode sollen eng auf die Fragestellung bezogen entwickelt werden. Hier geht es also gerade nicht um die Anwendung einer vorab fixierten Methode, sondern um einen Blick aus Richtung der Forschungsfrage. Insgesamt folgt Lamnek also der von Kracauer vorgegebenen Richtung einer systematischen, hermeneutische Elemente integrierenden Form der Inhaltsanalyse, die zudem in den ersten Schritten stark fallorientiert ist.

Sehr konkret haben Christel Hopf und Christiane Schmidt ihre Vorgehensweise bei der Auswertung von Interviewdaten in einem sozialpsychologisch orientierten Projekt zu Autoritarismus und Rechtsradikalismus dargestellt (Hopf, Rieker, Sanden-Marcus, & Schmidt, 1995). Hier durchläuft der Auswertungsprozess im Anschluss an die Transkription folgende Schritte:

5 Die 1993er Ausgabe von Lamneks Lehrbuch unterschied noch fünf Phasen. Dort bezieht er sich in einem Abschnitt über die Auswertungsstrategie auf ein Studie von Jungbauer (Lamnek, 1993, S. 110), die er als „inhaltlich-reduktive Auswertung“ bezeichnet. Sie besteht aus fünf Phasen: 1. Transkription; 2. Thematische Verläufe entwickeln, was heißt, man definiert Kategorien wie „Berufe“, „Interessen beteiligter Gruppen“, „Tätigkeit“ und kann dann quasi einen Verlauf des Interviews in Form von Themen nachzeichnen; 3. Erstellen einer Themenmatrix; 4. Klassifikation des Materials mit Typenbildung; 5. Themenorientierte Darstellung, hier löst man sich von den einzelnen Fällen zugunsten einer themenorientierten Darstellung.

Schritt 1: Entwicklung von Auswertungskategorien am Material. Intensive Durchsicht des Materials, unter Umständen mehrfaches Lesen der Transkripte. Das eigene Vorverständnis und die Forschungsfragen lenken die Aufmerksamkeit: Welche Themen und Aspekte kommen vor? Anmerkungen werden neben den Text geschrieben und Begriffe werden notiert. Ziel von Schritt 1 ist es, die Aussagen der Befragten zu verstehen.

Schritt 2: Erstellen eines Codierleitfadens. Die in Schritt 1 entwickelten Kategorien werden beschrieben und zu einem Leitfaden zusammengestellt, ggf. werden sie auch modifiziert und ergänzt.

Schritt 3: Codierung des Materials. Auf der Grundlage des entwickelten Codierleitfadens werden alle Interviews eingeschätzt. Codieren bedeutet hier die Zuordnung des Materials zu einer Auswertungskategorie. Es findet eine fallzentrierte Reduzierung der Informationsfülle statt.

Schritt 4: Quantifizierende Materialübersichten. Darstellung der Ergebnisse der Codierung in Form von Tabellen mit Häufigkeitsangaben zu den Auswertungskategorien. Kreuztabellen werden angefertigt, um den Zusammenhang zwischen zwei Kategorien zu ermitteln.

Schritt 5: Vertiefende Einzelfallinterpretation. Unter bestimmten Fragestellungen werden einzelne Transkripte fokussiert. Zusammenfassende ausführliche Beschreibungen charakterisieren den Einzelfall. Hypothesen werden aufgestellt und ggf. überprüft. (Schmidt, 2010, S. 482 ff.)

In der Forschungs- und Methodenliteratur finden sich noch zahlreiche Beispiele, in denen die Vorgehensweise bei der Auswertung qualitativer Daten mehr oder weniger detailliert dargelegt wird (so bei Mühlfeld, Windolf, Lampert, & Krüger, 1981; Spöhring, 1995 etc.). Eine wahre Fundgrube für Auswertungsmethoden und Techniken stellt das umfangreiche Lehrbuch „Qualitative data analysis. An expanded sourcebook“ (1994) der amerikanischen Autoren Miles und Huberman dar. Johnny Saldana hat 2013 eine Neuausgabe unter dem Titel „Qualitative data analysis: a methods sourcebook“ unternommen. Die meisten dieser forschungspraktisch orientierten Autorinnen und Autoren haben ihre Auswertungsmethodik selbst allerdings nicht als Weiterentwicklung qualitativer Inhaltsanalyse bezeichnet, gleichwohl sie eigentlich genau dies darstellen.

Erst Mayring hat Anfang der 1980er Jahre explizit die Bezeichnung „qualitative Inhaltsanalyse“ wieder aufgenommen und den ambitionierten Versuch unternommen, eine zeitgemäße qualitative Form der Inhaltsanalyse zu entwickeln, die sich aus Quellen unterschiedlicher Disziplinen und Ansätze